This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD
119
W3

F 16254

Purchased from
the Income of the
Anna Vickers Crawford
Memorial Fund

Stanford University
Libraries

Vom Territorialstaat zur Weltmacht.

Rede

am Geburtstage

Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm's II

in der Aula

der

Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

am 27. Januar 1900

gehalten von

Adolph Wagner.

52

Berlin 1900.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

LG

DD 119
W3

Hochansehnliche Versammlung!

Der Kaiser und seine erlauchte Gemahlin begehen den heutigen Festtag in schwerer Trauer über den Verlust der geliebten Mutter, der hohen Frau, ein herber Schlag, wie er keinem Sterblichen erspart bleibt.

Wir alle, wie unser ganzes Volk, nehmen an dieser Trauer innigen Antheil und bitten Gott um seinen Trost für unser Königshaus und für das edle Herzogshaus, dem die Dahingeschiedene angehörte, — jenes deutsche Fürstenhaus, dessen freudiger Anschluss an Kaiser und Reich, an König und Staat jeden Deutschen, dem der Name Schleswig-Holstein über Alles theuer ist, mit der höchsten Genugthuung und Dankbarkeit erfüllt, — auch als ein Beispiel hellleuchtender Selbstverläugnung, die das eigene Interesse dem höheren allgemeinen zu opfern gewusst hat.

Mit dieser Empfindung begehen wir in um so tieferem Ernste die heutige Feier des Geburtstags unsers Kaisers und Königs Wilhelm' II. Es sei uns da in diesem letzten Jahre des 19. Jahrhunderts auch an dieser der wissenschaftlichen Betrachtung geweihten Stätte ein Rückblick und ein Ausblick gestattet: ein Rückblick auf die unter der Aegide des Hohenzollernhauses seit dem letzten Vierteljahrtausend gelösten politischen, nationalen, wirthschaftlichen Aufgaben und erreichten Entwicklungsziele und ein Ausblick auf die neu sich ankündenden Aufgaben und muthmasslichen neuen Wege und Ziele. Aufgaben, Wege und Ziele daher auch für den Herrscher, dessen Geburtstag wir heute feiern.

Man hat Historikern des preussischen Staats und seines Fürstenhauses öfters, auch jüngst wieder, den Vorwurf gemacht,

sie hielten sich nicht frei von Legende und Tendenz, operirten mit einem unterschobenen Zweckbegriff, als ob von jeher die Hauptträger der preussischen Geschichte bewusster Weise auf das heute erreichte Ziel hingearbeitet hätten. Ich überlasse competenteren Urtheilen die Entscheidung darüber, ob und wie weit derartige Vorwürfe begründet sind. Heute rückblickend erscheint es doch in der That wohl so, dass die Geschichte des preussischen Staats unter den Hohenzollern wenigstens im zweiten Vierteljahrtausend seit dem Anfang und vollends der Mitte des 17. Jahrhunderts deutlich die Entwicklung erkennen lässt, aus welcher mit einer gewissen historischen Nothwendigkeit, wie eine reife Frucht, auf deren Erlangung zielbewusst hingestrebt worden, die heutige Bedeutung dieses Staats für Deutschland und damit Deutschlands Stellung in der Welt hervorgehen musste. Da liegt denn doch eine gewisse teleologische Betrachtungsweise nahe.

Bis zum 17. Jahrhundert deutete allerdings, zumal hingesehen auf das doch massgebendste Moment, den Territorialbesitz, kaum etwas auf die Bestimmung des brandenburg'schen Kurstaats und seines Fürstenhauses hin, regenerator Germaniae zu werden. Wie klein und unbedeutend war die Hohenzollernsche Hausmacht noch bis dahin, zumal verglichen mit derjenigen ihres späteren Rivalen, des Habsburgischen Hauses. Wer hätte damals und noch nach dem 30-jährigen Kriege an Brandenburgs grosse Zukunft und einstige Bedeutung für Deutschland gedacht?

Und doch datirt von da die Wende, ja sie war gerade auch im Territorialbesitz schon eingetreten. Wie eine Vorbedeutung erscheint es uns rückblickend jetzt, dass um dieselbe Zeit, als von den Südostmarken des Reichs aus die Brandfackel des Religionskriegs in Deutschlands Gaue geschleudert wird, die Hohenzollern im fernen Osten, im alten Ordenslande, und im fernsten Westen, am Niederrhein, Fuss fassen. So überspannte der preussische Aar von der Mark aus mit den Spitzen seiner

Schwingen all das norddeutsche Land, das ein Vierteljahrtausend später unter seiner Herrschaft stehen sollte.

Seitdem hiess es: was die Hohenzollern, was Brandenburg-Preussen besitzen und gewinnen, ist Deutschland gewonnen, vom Ordenslande zu den übrigen Ostseeküstengebieten hin, von Schlesien und den ehemals polnischen zu den Rheinlanden und in unseren Tagen von Schleswig-Holstein zum Elsass und Lothringen hin; — während anderseits vollends seit jener Zeit, wie freilich vordem schon, der Gang der Dinge war: was Habsburg, was Oesterreich besitzt und gewinnt, ist Deutschland verloren, von den schweizerischen, niederländischen Gebieten, dem Elsass und Sundgau, dem burgundischen Kreise (Belgien) bis wiederum in unseren Tagen zu den ganzen Südostmarken des alten Reichs hin. In der That nach dem Zeugniss der Geschichte: nicht „allzeit Mehrer", wie nach ihrem Titel, allzeit Minderer des Reichs sind die Habsburger gewesen, wahre Reichsvermehrer wurden die Hohenzollern.

Welche Lage Deutschlands, von der inneren Verwüstung und Zerrüttung selbst abgesehen, auch gerade in territorialer Hinsicht, nach seinen Grenzen und nach aussen zu, nach dem furchtbarsten der Kriege! Alle Mündungen und Mündungsgebiete der deutschen Ströme vom Niemen bis zur Schelde unter fremder Botmässigkeit oder ganz von Deutschland abgerissen, unter polnischer, schwedischer, dänischer, holländischer, spanischer Herrschaft. Die südwestliche alte Grenzmark in den Alpen, die deutsche Schweiz, verloren, wie die welschen Nachbargebiete, die Freigrafschaft, die französische Herrschaft in den drei Bisthümern befestigt, im Elsass und Sundgau theils begründet, theils angebahnt, in Lothringen ebenso, die nördlichen Niederlande, wie die Schweiz selbständig geworden und abgetrennt, die südlichen unter spanischer, dann österreichischer Herrschaft kaum minder. Selbst die österreichischen Erblande im Südosten, wie innerlich durch

Gegenreformation und habsburgische Politik entfremdet, so auch äusserlich schon damals eigentlich nur noch formell durch die Kaiserkrone auf dem Haupte der Habsburger und Habsburg-Lothringer mit dem Reiche verbunden. Meinte doch ein grosser Publicist des 17. Jahrhunderts schon, wenn die Kaiserkrone zufällig an ein anderes Haus kommen würde, wäre jeder Zusammenhang zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland aufgehoben.

Welche Territorialverhältnisse aber gar im Innern des Reichs selbst! Die Territorien fast schon selbständig und halbsouverain geworden. Und zu der Zeit, als vor allem auch aus Gründen der volkswirthschaftlichen Entwicklung gerade die Zusammenfassung immer nothwendiger wurde, in Frankreich denn auch erfolgte, erst recht die Möglichkeit der particularistischen Absperrung. Eine erfolgreiche deutsche innere Wirthschafts- und auswärtige Handelspolitik schon wegen dieser Territorialzersplitterung und der Zerstückelung der einzelnen Territorien selbst wieder nicht durchführbar — eine wahre politisch-territoriale Gemengelage, der agrarischen der alten Dorfverfassung vergleichbar, noch schlimmer als diese — wie heute noch in Thüringen.

Bei dieser Zersplitterung und der Abschwächung der Reichsgewalt natürlich auch eine Schwäche ohne Gleichen der politischen Macht, der finanziellen, der militärischen Kraft. Wie konnte Deutschland irgend welche politische und wirthschaftliche Aufgaben lösen, ein wirkliches Staatsleben, das auch bei den mässigsten Ansprüchen diesen Namen verdient, führen, wenn es, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, mit seinen 12000 Quadratmeilen Gebiet in 570 reichsunmittelbare Territorien und Verbände und 324 sogen. „Staaten“ zerfiel, im Durchschnitt einer von 37 Quadratmeilen Grösse; darunter 304 Klein- und Kleinststaaten von durchschnittlich 6 Quadratmeilen — der Grösse des heutigen Schaumburg-Lippe oder Reuss ä. L. Im Ganzen, mit einigen anderen

wenig grösseren „Staaten“ aber so doch immer ca. 3600 Quadratmeilen oder 30 Procent des Reichsgebiets in solche Miniaturstaatsgebilde zersplittert, vielfach der günstigste und entwickeltste Theil Deutschlands. Der ärgste Zustand vornehmlich im Südwesten und Westen, im schwäbischen, oberrheinischen, fränkischen Kreise, an der gefährdetsten Stelle. Was Wunder, wenn da schon bisher Alles abgebröckelt, abgefallen oder geraubt war. Es konnte nur so weiter gehen.

Und in diesem Chaos des Staatsgetrümmers war nun die Aufgabe zu lösen, Land und Leute, Volkswirthschaft und Staat, Wohlstand und Cultur aus der furchtbaren Zerrüttung im und Verkümmerung nach dem 30-jährigen Kriege wieder emporzubringen. Jetzt wesentlich im Rahmen der Territorialstaaten, da Reichsverfassung und Reichsgewalt fast in Allem versagten.

Da liegt auch ein nicht immer gebührend gewürdigtes Verdienst Preussens um ganz Deutschland, worin es alle anderen deutschen Länder, deren Leistungen nicht verkannt werden sollen, doch weit überstrahlt. Ein Verdienst in der gesammten inneren Politik, die sich hier am meisten und erfolgreichsten zu einer wahren Landesculturpolitik, auch positiven Bevölkerungspolitik erhob, ein würdiges Seitenstück zu der auswärtigen und der ihr dienenden Militärpolitik des preussischen Staats.

Lange galten freilich diese beiden letzteren als einseitig dem dynastischen und dem preussischen Separatinteresse dienend, nicht zu Gunsten Deutschlands, sondern auf dessen Kosten geführt, auch nicht einmal das eigene Land und Volk, dessen Volkswirthschaft und Cultur hebend, sondern sie hemmend, schädigend, unterdrückend. Jetzt werden wir rückblickend die Nothwendigkeit und den Segen dieser Politik nicht nur für das Haus Hohenzollern und seinen preussischen Staat, sondern für ganz Deutschland und das deutsche Volk nicht mehr verkennen.

Gewiss die grade Bahn wurde auch hier nicht immer innegehalten, auch Fehler nicht stets vermieden. Nach den Thaten und Erfolgen des Grossen Kurfürsten und der ersten drei Könige gerieth der Staat in seiner auswärtigen wie in seiner inneren Politik auf Abwege. Ununterbrochen in der Reihe der Generationen sind auch diesem grossen Fürstenhause nicht durchaus gleich tüchtige oder gar gleich hervorragende Glieder bescheert gewesen, sowenig als je irgend einer menschlichen Familie. Ich will nur auf die für Preussen so verhängnissvolle Betheiligung an den späteren Theilungen Polens und den Territorialerwerb dabei hinweisen. Mag diese Betheiligung politisch an sich noch so nothwendig gewesen sein, es war ein schwerer Fehler auch gegenüber seinem deutschen Beruf, dass sich Preussen damals riesige fremdnationale Gebiete polnischen Landes angliederte, Warschau dabei, so momentan seine grösste Ausdehnung und Volkszahl gewann, aber sonst mehr ein Element der Schwäche als der Stärke. Eine Maassregel im Stile österreichischer Haus- und Staatspolitik. Der Staat drohte durch seine ganz oder grossentheils polnischen Lande, die Hälfte seines damaligen Gebiets, ein halbslavischer wie Oesterreich zu werden. Das Interesse an seinen abgelegenen kleinen Landen im Westen hätte sich muthmasslich abgeschwächt, wie bei Oesterreich an seinen vorderösterreichischen. Den politischen Aufgaben jenseits der Elbe an Weser und Rhein wäre Preussen entfremdet worden. Zeigen sich davon nicht schon Spuren in der viel bekrittelten Politik im Zeitalter der französischen Revolution, in der Haltung gegenüber Frankreich, beim Baseler Friedensschluss?

Da vollzog sich in Preussen zu seinem und Deutschlands Heil das Wort: „Wen Gott lieb hat, den züchtiget er“. Der preussische Staat brach rasch, fast ruhmlos zusammen, wurde auf die Hälfte seiner Grösse reducirt, verlor seine neu erworbenen polnischen wie seine älteren und neueren westelbischen Be-

sitzungen, ward so wirklich ein rein „ostelbischer“, wenn auch überwiegend deutscher. Und welche furchtbare Zeit machten Königshaus, Staat und Volk durch! Wer verzagte nicht? Wer wagte gar noch an Preussens ferneren Beruf für Deutschland zu denken?

Und dennoch, rückblickend erscheint uns jetzt diese Zeit mit ihren weiteren Folgen gerade für den preussischen Territorialbesitz wieder für Preussen und für ganz Deutschland als das grösste Heil, — alles wie eine Bestimmung.

Ich lasse dabei einmal die grossen Dinge im inneren Leben des gedemüthigten Staates zurücktreten, die Stein-Hardenbergschen Reformen auf allen Gebieten der inneren Verwaltung, die Begründung der allgemeinen Wehrpflicht als des Princips der modernen Wehrverfassung des Volks in Waffen; auch selbst die unsterblichen Thaten dieses kleinen, armen, ausgesogenen Landes und Volks von 5 Millionen Seelen und seines Staats in den Freiheitskriegen, wo die Spannkraft und militärische Leistung weit alles von anderen deutschen Stämmen und Staaten Gethane hinter sich liess und beinahe ohne Beispiel in der Geschichte ist.

Hier sei nur einmal auf die territoriale Umgestaltung des Staats durch die Friedensschlüsse und Verträge von 1814 und 1815 hingewiesen. Diese so vielfach von Missgunst und Uebelwollen der anderen Mächte dictirte Neugestaltung des Staats, des am ärgsten misshandelten und bei Weitem verdienstvollsten Gegners Napoleons, ist der wahre Segen für Preussen und Deutschland geworden. Denn sie zumeist hat Preussen erst seinem deutschen Berufe recht zurückgegeben. Der endgiltig gewordene Verlust reinpolnischen abgelegenen Landes im heutigen Czarthum Polen, die Abrundung des Staatsgebiets zwischen Oder und Elbe und westlich darüber hinaus durch die Erwerbung der Hälfte Kursachsens, die Angliederung der fernen westlichen Provinzen Westfalen und Rheinland, die Verminderung der fremdnationalen Landestheile auf ein nicht mehr gefährliches Maass und in nicht so aus-

gesetzter geographischer Lage — welche Verbesserung des Territorialbesitzes gegen 1806! Derentwegen konnte Anderes wie der definitive Verlust der fränkischen Lande, der schon innegehabten Stellung an der Nordsee, selbst die leidige Trennung der beiden Hälften der Monarchie hingenommen werden. Ja, gerade der letztgenannte Umstand erwies sich wieder heilsam. Er musste nothwendig auf den Weg der wirthschaftspolitischen und weiter der politischen Angliederung der dazwischen liegenden deutschen Länder hindrängen, auf den Weg des Zollvereines von 1834 und 1854 und später der 1866 er Annexionspolitik.

Auch die Uebernahme der Westprovinzen in ausgesetzter politischer Lage und mit einer überwiegend zu anderen deutschen Stämmen gehörigen Bevölkerung vorwaltend katholischer Confession wirkte doch günstig. So wurde Preussen zur Rolle der deutschen Schutzmacht im Westen auch im Eigeninteresse genöthigt und vor die unter deutschen Verhältnissen einmal unvermeidliche Aufgabe gestellt, verschiedene Stämme in Einem Staatswesen zu vereinigen, aus dem territorialen Stammesstaat zum deutschen Nationalstaat zu werden, sowie das Princip der Parität zwischen den beiden grossen christlichen Confessionen noch mehr als bisher schon zu Geltung zu bringen. Alles so Erreichte lässt uns jetzt, rückblickend, auch ruhiger über die Schäden hinwegsehen, welche bei den Territorialregulirungen des Wiener Congresses auch sonst noch verblieben oder sich neu ergaben.

Und selbst die Erlangung der vollen Souveränetät für die immer noch 39 Einzelstaaten, die elende Bundesverfassung, welche keinerlei allgemeinere politische und wirthschaftliche Aufgaben der Nation zu lösen möglich machte: rückblickend hat das Alles für uns doch nur die Bedeutung des Episodischen gehabt und zur Verbesserung der deutschen Verfassung hingedrängt — dank der Wiederherstellung des preussischen Staats auf neuen und gesunderen Grundlagen.

Auch der vielfach so ungünstig beurtheilten langen Friedensperiode nach der französischen Kriegszeit werden wir wiederum jetzt rückblickend gerechter werden können. Eine gewisse Ermattung war begreiflich. Die Verzögerung des Uebergangs zur constitutionellen Staatsform in Preussen, das sich hier von den meisten übrigen deutschen Staaten überholen liess, war wohl ein politischer Fehler von dauerndem Nachtheil. Aber was hat doch auch Preussen in dieser letzten Zeit des Absolutismus an tüchtiger Gesetzgebung und Verwaltung im Innern geleistet! Es hält meistens wieder den Vergleich mit den Leistungen des übrigen Deutschland aus.

Auf zwei Gebieten jedoch hat Preussen auch in dieser Periode wieder das Bedeutendste für Deutschland gethan, auf dem wirthschafts-, speciell dem handelspolitischen und auf demjenigen des Heerwesens.

In seinem Zollsystem von 1818 und in der Gründung des Zollvereins, dem im Süden und Nordwesten so viel unverständige und particularistische Opposition anfangs begegnete, selbst in Städten wie Leipzig und Frankfurt a. M., hat es endlich auch für Deutschland den Uebergang aus älteren, überlebten Wirthschaftsverhältnissen zu einem nationalen Wirtschaftssystem herbeigeführt und einen grossen freien inneren Wirthschaftsmarkt geschaffen, damit erst die in moderner Zeit nothwendige Voraussetzung der Bildung einer wahren Volkswirthschaft erfüllt, selbst mit der Zollvereinsverfassung und ihrem liberum veto der einzelnen Glieder wenigstens einigermassen eine einheitliche auswärtige Handelspolitik ermöglicht.

Dazu aber das noch Grössere, das Grösste — ich nenne es meiner Ueberzeugung nach auch, ja gerade auch als Nationalöconom so —: der preussische Staat hat auch nach 1815 seinen viel angefeindeten, verhöhnten, gefürchteten — „Militärstaatscharakter“ behauptet, seine Wehrverfassung auf der neuen Grundlage der

allgemeinen Wehrpflicht nicht einrosten lassen, sein Kriegsheer stark erhalten, ihm nach wie vor einen absolut und relativ bedeutenden Theil seiner Finanzmittel zugewandt, seiner männlichen Jugend auch in einem Zeitalter beginnender Verweichlichung diese herrliche Schulung im Heerdienst gewahrt.

Dieses Heerwesen, diese grossartige Präventivinstitution gegen Störungen der inneren und äusseren Rechtsordnung und Sicherheit, diese Institution, welche uns freilich „etwas gekostet hat und noch kostet", aber welche diese Kosten auch direct und indirect durch ihre günstigen Wirkungen für Staat und Volk und nicht am wenigsten auch für die Volkswirthschaft vollkommen bezahlt macht. Nicht eine „unproductive", sondern eine wahrhaft „productive" Einrichtung, nicht bloss vom politischen, sondern auch vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus beurtheilt. Das kann nur verkennen, wer den Zusammenhang von nationaler Macht, Sicherheit und Ehre mit volkswirthschaftlicher Entwicklung und Wohlstand übersieht. Was wir dem preussischen Heere auch nach der napoleonischen Zeit verdanken, das ist auch nicht nur in die Jahrbücher der Geschichte von 1864, 1866, 1870/71, sondern auch in diejenigen von 1848 und 1849 eingezeichnet worden — und es offenbart sich deutlich in der Entwicklung unseres Volks und unserer Volkswirthschaft im Laufe des Jahrhunderts.

Der endlich von 1815 an dauernd gesicherte Friedenszustand und der neu gesicherte seit der Wiederherstellung des Deutschen Reichs haben dem deutschen Volke eine Vermehrung seiner Zahl, eine Entwicklung seiner Kräfte, einen Aufschwung seiner Volkswirthschaft und seines Wohlstands ermöglicht, welche in Europa fast einzig dastehen.

Wir sind neuerdings geneigt, diese Entwicklungen wesentlich erst aus dem letzten Menschenalter seit 1871 her zu datiren, wo sie besonders frappant geworden sind. Aber wir dürfen doch nicht übersehen, was schon in dem Menschenalter seit der Grün-

dung des Zollvereins und dem Beginn der Eisenbahnära in dieser Richtung erfolgt und in dem vorausgehenden halben Menschenalter seit 1815 angebahnt worden ist.

Die Bevölkerungszunahme von 1815—66 zumeist in Preussen, Sachsen, aber auch sonst, war schon so gross, dass wir trotz des Ausscheidens Deutsch-Oesterreichs mit 14 Millionen Köpfen aus dem Bundesverband auch allein Frankreich mit seiner langsamen Volksvermehrung und anderen Grossstaaten gewachsen blieben. Umfassten doch der Norddeutsche Bund und die Südstaaten Ende der 60er Jahre noch ohne Elsass-Lothringen etwas mehr Bewohner als Frankreich noch mit diesen Landen, über 39 gegen über 38 in Frankreich, 3 mehr als Oesterreich-Ungarn, 9 mehr als das Vereinigte Königreich. Auch verhältnissmässig war die Zunahme der Bevölkerung vor 1870 nicht schwächer als hinterher, sogar ein wenig stärker, 1,22 gegen 1,14 Procent jährlich, worauf freilich in der zweiten Periode die grössere Auswanderung etwas mit eingewirkt hat.

Aber auch in volkswirthschaftlicher Hinsicht darf nicht unterschätzt werden, was seit 1815 und seit 1834 aus unserem verarmten Lande bis zur Zeit der grossen politischen Wende um 1864—71 bereits geworden war. Ich kann es hier nicht einzeln ausführen und fasse es nur in die Worte zusammen: der Uebergang unserer Volkswirthschaft aus dem vorwiegend agrarstaatlichen mit in den schon damals industrie- und handelsstaatlichen Zustand war bereits vollzogen und diese Entwicklung in raschem Fortschritt begriffen.

Einen Epoche machenden Einschnitt in unserer Bevölkerungs- und Volkswirthschaftsentwicklung bilden insofern die Jahre 1864/71 nicht. Aber um so mehr muss betont werden, dass auch unserer Volkswirthschaft und damit der materiellen Grundlage unseres ganzen Volkslebens erst durch die grossen politischen Thaten und Ereignisse jener Zeit die nothwendigen Bürgschaften der Dauer der bisherigen Entwicklung und der Weiterentwicklung

in dieser Richtung, worauf Alles hindrängte, geschaffen worden sind. Da treten wiederum die Leistungen Preussens und seines Fürstenhauses für ganz Deutschland glänzend hervor. Und abermals sind es in erster Linie politische Thaten, vollbracht von der auswärtigen Politik mit Hülfe der Wehrkraft, denen dies zu verdanken ist.

Was wir Alle erlebt, wir Aelteren staunend, zweifelnd, vielfach genöthigt, erst eigene lang gehegte, uns lieb gewordene politische Ansichten zu berichtigen, schliesslich doch jubelnd und dankerfüllt, was sich in den Personen König und Kaiser Wilhelms I., Bismarck's, Moltke's, Roon's verkörpert — brauche ich es hier auch nur erst noch einzeln zu erwähnen?

Nur das möchte ich wieder hervorheben, wie das Errungene uns jetzt wohl als jene reife Frucht erscheinen darf, welche die lange vorbereitende Arbeit des preussischen Staats zu pflücken erlaubt hat. Nicht ein zufälliger Erfolg, nicht ein blosses „Glück", nicht ein „Gewinnen", — ein sorgsam vorbereiteter Erfolg, eine kluge, berechnende Ausnutzung der Umstände, ein „Verdienen" liegen hier vor und — Gottes Hülfe und Segen, mit den Worten unseres ersten deutschen Hohenzollernkaisers, die ich auch wohl noch einmal, wie an dieser selben Stelle schon vor vier Jahren als Rektor, anführen darf: „Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung"!

Und welch' eine Entwickelung nun seitdem! Schon in diesem einen knappen Menschenalter im neuen Deutschen Reiche! In den Bevölkerungsverhältnissen, der stark gewachsenen Volkszahl, bei gleichzeitiger bedeutender Verbesserung der wirthschaftlichen Lage, in der veränderten örtlichen Vertheilung, in der Verschiebung der Berufe tritt es am deutlichsten hervor, welche ungeheueren Veränderungen auch unsere Volkswirthschaft erfahren hat. Populationistische und wirthschaftliche Thatsachenreihen stehen hier in Wechselwirkung. Nur ganz Weniges sei erwähnt.

Die Bevölkerung des Deutschen Reichs, schon früher auf das heutige Reichsgebiet berechnet, hat sich wie von 1815, so von 1866 und 1871 an weiter riesig vermehrt, von der Bevölkerung der grossen europäischen Staatsgebiete mit am stärksten. 1816 24,8, 1870 40,8, ist sie 1899 über 55 Millionen, eine Vermehrung in 83 Jahren um 121,8 Procent. Um $16^1/_2$ Millionen sind wir jetzt Frankreich über, das wir 1816 mit Deutsch-Oesterreich zusammen nur wenig übertrafen, um $16^1/_2$ Millionen Grossbritannien und Irland, um 10 Oesterreich-Ungarn, um 23 Italien; wir stehen doch nur um 20 Millionen hinter den freilich an Bevölkerung noch rascher wachsenden Vereinigten Staaten zurück und erreichen auch immerhin mehr als die Hälfte der Volkszahl des europäischen Russland.

Diese Volksvermehrung ist die Folge des grossen, neuerdings auch relativ, fast beständig absolut gewachsenen Ueberschusses der Geburten über die Todesfälle, wobei es besonders erfreulich ist, dass, namentlich in letzter Zeit, daran die Verminderung der Sterbeziffer, um 15—20 Procent, erheblich betheiligt erscheint, während die Heiraths- und Geburtsziffern im Durchschnitt dieselben geblieben sind. Die doch nur zeitweilig starke Massenauswanderung über See hat die Vermehrung wenig gehemmt, war sie doch selbst zur Zeit ihrer grössten Höhe, Anfang der 80er Jahre, mit über $^1/_5$ Millionen jährlich, nur etwa $^2/_5$ des damaligen, nur $^1/_4$ des heutigen, über 800,000 Köpfe betragenden Geburtsüberschusses. Neuerdings ist sie wieder ganz geringfügig.

So ist Deutschland auch als Ganzes betrachtet im Laufe des Jahrhunderts, zu dessen Beginn vielleicht erst der Rückgang seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts völlig eingeholt war, aus einem mittelmässig bevölkerten ein stark bevölkertes Land geworden, auch verglichen mit anderen.

1816 wohnten auf den Quadratkilometer im Durchschnitt 46, jetzt fast 102 (101,8), damals in Frankreich 56, jetzt nur 72 Menschen,

damals über $^1/_6$ mehr, jetzt fast um die Hälfte ($^4/_9$) weniger. Wir stehen hinter Italien mit 110 nicht mehr weit zurück, selbst hinter den britischen Inseln mit 128 nur noch um $^1/_4$. Nur England allein mit 211 übertrifft uns immer noch um das Doppelte.

Welche enormen Menschenanhäufungen sind aber erst in ganzen Gebietstheilen, selbst von Bezirks- und sogar Provinzialgrösse eingetreten, in Folge der industriellen, montanistischen, mercantilen, der städtischen, wie freilich auch theilweise der politischen Entwicklungen, der mit ihnen wieder in Wechselwirkung stehenden Veränderungen. Darin sind wir den vorgeschrittensten europäischen Ländern gleichgekommen. Freilich immer mehr auch mit dem anderen Extrem: eine viel langsamere und geringere Zunahme, Stillstand, selbst hier und da schon Abnahme der Bevölkerung, trotz erheblichen Geburtsüberschusses, in anderen Landestheilen, ebenfalls von Bezirks- und selbst von Provinzialgrösse, vollends in kleineren, auf dem platten Lande, in vorwiegend landwirthschaftlichen Gegenden mit geringem Städtewesen, wenig Industrie. Die Verschiedenheiten der Volksdichtigkeit innerhalb des ganzen Reichsgebiets sind daher auch bei uns grösser geworden, der ungeheuer dichten Bevölkerung hier steht eine zehnmal kleinere dort gegenüber, — im Regierungsbezirk Düsseldorf über 400, in Köslin, Lüneburg 39, 41, aber selbst in Nachbarbezirken von Düsseldorf nur 100! Bezirksgebiete von immerhin einigen Tausend Quadratkilometern Grösse mit einer Dichte von einigen 100 haben wir schon eine ganze Reihe, viel mehr als Frankreich, fast schon wie Italien, selbst den belgischen, britischen Zuständen nähern sich die Verhältnisse. Alles Entwicklungen, Volksvermehrungen, locale Anhäufungen, die man vor einigen Menschenaltern für unmöglich gehalten hätte, — die damals auch unmöglich gewesen wären und deren hohe Bedenklichkeit kaum jemand angezweifelt haben würde.

Immer mehr Menschen wohnen so auch bei uns jetzt in

Städten, auch in Grossstädten. Berlin mit den Nachbargemeinden wird bald Paris erreicht haben. Schon 1895 hatten wir 29, jetzt bereits einige 30 Städte mit über 100,000 Einwohnern, 1871 waren es 8; damals lebten noch nicht 5 (4,8), jetzt 1899 wohl fast 15 (über 14,5) Procent der Bevölkerung in solchen Städten. Frankreich hat deren nur 12, selbst Italien nicht mehr, Grossbritannien auch bloss einige 30. Absolut und relativ immer mehr Menschen finden in Gewerbe, Bergbau, Handel, Verkehrswesen, relativ wenigstens immer weniger in der Landwirthschaft ihren Beruf, ihren Erwerb. Werden die sogenannten materiellen Berufe allein betrachtet, so gehörten bei uns von den Erwerbsthätigen 1882 noch 50,8, 1895 nur noch 45 Procent der Landwirthschaft und Verwandtem, damals nur erst 49,2, jetzt schon 55 Procent der Industrie, dem Bergbau, dem Handel und Verkehr an. Alles das weist auf ungemeine Veränderungen in der Structur unserer Volkswirthschaft, in „Bau“ und Leben unseres socialen Körpers hin. Ich kann dies hier nicht näher ausführen, am wenigstens auch die wirthschaftlichen Entwicklungen mit Zahlen belegen, so leicht das wäre und so sehr diese hier einmal am besten beweisen. Es genügt hervorzuheben: wir sind mächtig in der Richtung vom Agrarstaat zum Industrie- und Handelsstaat vorgeschritten, decken immer mehr — und darin liegt eine Hauptveränderung gegen die Zeit vor 1870 — in englischer Art, wenn auch zum Glück noch nicht in englischem Maasse, einen erheblichen Theil unseres Bedarfs an agrarischen Nahrungsmitteln und Rohstoffen aus der Fremde und führen zur Bezahlung dafür Fabrikate aus. Alle socialen, politischen, sittlichen und Culturseiten unseres Volkslebeu sind von diesen Entwicklungen unserer Volkswirthschaft, welche so immer enger mit dem weltwirthschaftlichen Getriebe verschlungen worden ist, beeinflusst. Nicht zum Wenigsten sind die Klassengegensätze zwischen Kapital und Arbeit mit aus diesen Verhältnissen hervorgegangen und dadurch immer schärfer geworden; ist auch eine

praktisch-materialistische Gesinnung mit daraus erwachsen und mit dadurch verbreitet, was freilich die Kehrseite des Bildes ist.

Aber — auch der Ellbogenraum in der Heimath wird immer enger und beginnt sich nicht minder draussen zu verengen. Für Auswanderer unserer Rasse ist nicht mehr allzuviel Platz. Der Kampf um und auf dem Weltmarkte um Absatz und Bezug, um die directen und indirecten Nahrungsplätze wird immer heisser. Die Sicherung des Bezugs von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, des Absatzes von Fabrikaten und — worauf dabei alles ankommt — um die Erlangung und Behauptung günstiger, wenigstens leidlicher ökonomischer Bedingungen, d. h. vornehmlich Preisgestaltungen dafür, wird immer mehr eine Lebensfrage für uns. Die politischen Constellationen beginnen sich danach schon zu ändern. Die Frage der Macht zur See neben der Macht zu Lande wird brennender, die Verwendung grosser Finanzmittel für die Kriegsflotte neben denen für das Landheer wird nothwendiger. Alte politische Gegnerschaften der Völker und Staaten mildern sich, neue tauchen auf. Annäherungen und selbst Bündnisse auf wirthschaftlichem, sogar, für später wenigstens, auf politischem Gebiete werden schon erwogen, an die Niemand noch vor Kurzem auch nur zu denken gewagt hätte. Und das Deutsche Reich, so räumen selbst Fremde und alte Gegner ein, scheint der Mittelpunkt dafür werden zu können. Sogar die lange abgefallenen Stammesglieder der Nation im Westen beginnen hoffend auf uns zu blicken.

Alles natürliche Entwicklungen, in letzter Linie alles auf die Fortschritte der Naturwissenschaften, auf die wachsende Einsicht in die und Beherrschung der Naturkräfte, auf die naturwissenschaftlich fundamentirte Technik zurückzuführen. „Dampf ist König, Electricität ist Königin", beide erste Diener der Volkswirthschaft. Nur diese Fortschrittte ermöglichten solche Volkszunahme, solche locale Zusammenhäufungen, solche Berufsver-

schiebungen bei gleichzeitiger Verbesserung der Lage aller Kreise und Klassen, nicht zum Wenigsten der „Arbeiter".

Aber Naturwissenschaft, Technik, Oekonomik allein reichen doch nicht aus, die Politik muss helfend hinzutreten. Ihr verdanken wir es erst, dass Deutschland heute an diesen Entwicklungen so gewaltigen Antheil nehmen und seine Weltstellung erringen konnte. Da geben wir wieder dem die Ehre, dem sie gebührt, dem preussischen Hohenzollernstaate.

Alles kündigt indessen nun auch an, dass wir vor neuen Zielen und Wegen der Entwicklung, vor neuen Aufgaben stehen. Damit eröffnen sich die Ausblicke in das kommende Jahrhundert.

Die dargelegten Entwicklungen concentriren sich im grössten nationalökonomischen Problem in der Völkergeschichte, — im Bevölkerungsproblem. Vor dem stehen wir auch heute wieder einmal.

Haben wir bereits „Uebervölkerung"? Werden wir sie wenigstens in absehbarer Zukunft haben? Das erscheint dem eine sonderbare, beinahe lächerliche Frage, der an ein solches Problem überhaupt nicht glaubt, der stolz auf den technischen Fortschritt hinweist und von ihm Alles erwartet, der den momentanen Mangel an Arbeitskräften bei uns, nicht nur in der östlichen Landwirthschaft, sondern auch in der westlichen Industrie, als genügenden Gegenbeweis ansieht, der wohlfeile fremde Arbeitskräfte zu uns hereinziehen möchte.

Gewiss, auch sehr grosse Volksdichte und Uebervölkerung sind nicht identisch. 400 Menschen auf dem Quadratkilometer, wie im Düsseldorfer Bezirk, sind nicht nothwendig Uebervölkerung, 40—50 wie in östlichen Bezirken können es sein, wie 10 und viel weniger unter anderen wirthschaftlichen Productions- und Verkehrsverhältnissen.

Aber wohl bedingt eine grosse und immer noch wachsende Volksdichte den Aufstieg zu einer weiteren, höheren Stufe der

Technik und Wirthschaft, der Production, des Verkehrs, sowie die erforderlichen Veränderungen ihrer Rechtsordnung, wenn bei der bisherigen Dichte der „Fassungsraum“ zu eng wird und Auswanderung nicht abhilft. So ging es von primitiven Zeiten wesentlich occupatorischer Arbeit und einfachster ländlicher Naturalwirthschaft bis zu den heutigen Zeiten hochindustrieller Entwicklung und weltwirthschaftlichen Productenaustauschs. Jeder Fortschritt von einer Stufe zur anderen hängt dabei, ausser von technischen, in der That auch von wirthschaftlichen, wirthschaftsorganisatorischen, rechtlichen, politischen, auch von psychologischen und ethischen Bedingungen ab. Können diese nicht erfüllt und gesichert werden, so droht eine weitere Volkszunahme — zur Uebervölkerung zu führen. Die Erfüllung und Sicherung dieser Bedingungen aber wird trotz der Fortschritte der Technik, die auch oft zu optimistisch beurtheilt werden, vielfach schwieriger und das ist gerade heute die Sachlage. Darüber dürfen wir uns nicht täuschen.

Namentlich einen bisher selten gewürdigten Umstand in der Frage sollten wir nicht übersehen, der heute mehr Schwierigkeiten macht als früher — einen psychologischen. Unsere Bevölkerung, auch unsere unteren arbeitenden Klassen haben es gelernt — und mit Recht, denn wesentlich darin liegt der wirthschaftliche und in einer Hinsicht auch der Kulturfortschritt —, weit mehr Ansprüche zu stellen, sowohl hinsichtlich der Art, des Maasses, der Zeitdauer, mit einem Wort des Lastmoments der Arbeit, als auch bezüglich der Art, des Maasses, des Lustmoments der Entlohnung, der davon abhängigen Bedürfnissbefriedigung. Hierin liegt die besondere Gefahr des etwaigen Eintritts einer Uebervölkerung bei uns. Es drohen dann noch gar nicht gleich die Malthus'schen „repressiven Tendenzen“, wohl aber ein Druck auf die gesammte wirthschaftliche Lage, damit auf alle Lebensverhältnisse der Bevölkerung, ein Rückgang, eine Niedrighaltung,

bestenfalls ein Stillstand in der Entwicklung der Bedürfnissbefriedigung, des Kulturniveaus. Wie das aber heute psychologisch wirken würde, ist klar.

Die unbestreitbare Thatsache der Verbesserung der Lebenslage des Volks neben und trotz so starker Zunahme der Volkszahl beweist hier noch nicht viel. Kann das eben fortdauern? Zumal bei weiterer Volksvermehrung? Und sie war jüngst schon $1^1/_2$ % im Jahre, allein 1898 ein Geburtsüberschuss von 847000, neben einer Auswanderung von 21000, dem 40-sten Theil des ersteren?

Nur an solche Thatsachen der Gegenwart muss man sich halten. Für entferntere Zukunft auf Grund der jetzigen Zuwachsrate Volkszahlen zu berechnen, die bald in die Hunderte von Millionen gehen und bei geringer Weiterführung der Rechnung ganz phantastisch hohe Zahlen ergeben, ist unzulässig. Denn gerade die fernere Zuwachsrate ist ja das Fragliche. Sie hat auch bei uns noch in den letzten zwei Menschenaltern unter dem Einfluss fördernder und hemmender Momente jahresweise fast zwischen 4 und 1 geschwankt (15,4 und 4,1 von 1000 Einwohnern). Ob eben eine so grosse weitere Zunahme wie bisher dauernd möglich ist, das ist die erst zu untersuchende Frage, welche man bei solchen Zukunftsberechnungen bereits als bejaht annimmt.

Schon bei unserer heutigen Volksdichte, vollends bei deren weiterer Erhöhung lautet die Aufgabe daher: wie sichern wir die wirthschaftlichen Existenz- und Gedeihensbedingungen dieser so stark gewachsenen und immer noch wachsenden Bevölkerung, namentlich auch der unteren arbeitenden Klassen, welche zugleich im wahren Kulturinteresse, ihre Ansprüche bezüglich des Arbeits- und Lastenmaasses in ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit und bezüglich des Genuss- und Lustmaasses aus den Erfolgen dieser Thätigkeit so sehr gesteigert haben, auch dies weiter thun, jedenfalls einen Rückgang in diesen Verhältnissen vermeiden möchten?

Nur wenn und soweit dies gelingt, bleiben wir bei unserer Volksdichte vor Uebervölkerung bewahrt.

Die Lösung dieser Aufgabe ist sicher in erster Linie mit auf technischem und ökonomischem Gebiete, aber nothwendig zugleich mit auf politischem, auf staatlichem Gebiete zu suchen, — wie weit auch hier zu finden, steht aber dahin. Der Schwierigkeiten auf diesen Wegen, der Schranken des Erreichbaren wird sich jeder Nüchterne bewusst bleiben müssen, — auch der Techniker.

Damit verkennen wir nicht den grossen Werth aller Fortschritte, aller Förderungen des naturwissenschaftlichen Forschens und Wissens, des technischen und ökonomischen Könnens und Thuns.

Je mehr uns Beides zunächst für die heimische Landwirthschaft gelingt, desto besser. Dann gewinnen wir mehr und leichter auf unserem heimischen Boden die erforderlichen agrarischen Nahrungsmittel und Rohstoffe, erhalten die Leistungsfähigkeit und damit den Bestand unsrer ländlichen Bevölkerung, den Jungbrunnen unserer nationalen, den besten Theil unserer Wehrkraft und werden wieder unabhängiger vom Auslande.

Aber gerade hier erscheinen trotz aller bisherigen und weiter zu erhoffenden naturwissenschaftlich-technischen Fortschritte die Schranken unseres Wissens und Könnens nicht so ausdehnungsfähig, namentlich aber ökonomisch betrachtet die Steigerung der Rohertrage, vollends gleichzeitig mit der Mässighaltung, gar mit der Ermässigung der Produktionskosten, nicht allzu aussichtsvoll, wie Optimisten annehmen. Und die Ausdehnung vermehrten Wissens und Könnens unter den Landwirthen, den Bauern, findet in gegebener psychischer Beschaffenheit, Bildung, ökonomischer Lage dieser Bevölkerungsschicht bekannte Hemmnisse. Deren völlige Beseitigung ist nicht so leicht und — nicht einmal durchaus erwünscht, weil gewisse Mängel mit noch wichtigeren Vor-

zügen zusammenhängen und diese mit jenen zu schwinden drohen.

Um so nothwendiger und, auch nach den bisherigen Erfahrungen, um so aussichtsreicher Fortschritt und Förderung jenes Wissens und Könnens auf gewerblichem Gebiete. Das Problem ist, immer mehr, immer bessere Massenprodukte zugleich mit immer geringeren Produktionskosten zu gewinnen, diese Kosten der Verwandlung des Roh- und Hilfsstoffs in Fabrikat einem idealen Minimum zu nähern. Je mehr und je besser als allen unseren fremden Konkurrenten uns das gelingt, desto mehr bleiben wir Sieger auf heimischen und fremden Märkten, desto sicherer können wir die Industriestaatsentwicklung wagen, mit Gewinn Fabrikate aus, Nahrungsmittel und Rohprodukte einführen — freilich immer nur soweit, ausschliesslich technisch-wirthschaftliche Faktoren entscheiden.

Aber die Sache hat doch auch hier manchen Haken, manche Schwierigkeit, manche Bedenken!

Der Rohstoff ist unentbehrlich und von seiner Vermehrung und Kostenreduktion gilt Aehnliches wie von den agrarischen Produkten. Die Umwandlungskosten des Rohstoffs sind nicht ins Grenzenlose zu ermässigen. Die technischen und ökonomischen Fortschritte sind nicht unser Monopol, sondern bald Gemeingut der Kulturwelt, Völker, wie die ostasiatischen mit ihrer so niedrigeren Lebenshaltung inbegriffen, Völker, denen ohnehin das egoistische Interesse des europäisch-amerikanischen Kapitals die Benutzung unserer Produktionstechnik immer rascher beizubringen weiss, wenn sie sie sich nicht, wie die Japaner, selbst aneignen. Die nutzbringende Verwerthung höherer Technik ist oft an den Grossbetrieb gebunden, der mehr als Anderes die socialen Klassengegensätze fördert. Der internationale Absatz der Fabrikate wird schwieriger, weniger lohnend, wirft weniger Gewinn ab, ermöglicht oft keine genügenden Löhne. Der Vortheil

des Bezugs wohlfeiler Nahrungsmittel verschwindet dann, — solange dieser Bezug überhaupt möglich und zu niedrigen Preisen lohnend bleibt, was mit der Vermehrung und Hebung der Bevölkerung in den Exportländern überhaupt über kurz oder lang aufhören möchte.

Aber wenn wir selbst diese technisch-ökonomischen Aufgaben befriedigend und besser als alle anderen konkurrirenden Völker lösen — diese technisch-ökonomischen Faktoren entscheiden eben gar nicht allein. Die Handels- und Zollpolitik der fremden Länder spricht ein erhebliches Wort mit, sie entscheidet mit über die Absatzpreise unserer Fabrikate, die Bezugspreise unserer importirten Waaren, damit mit darüber, wie die Gewinne, Löhne, die Kaufkraft unserer gewerblich-merkantilen Bevölkerung sich stellen. Ueberall sehen wir wieder, dass Schutzzölle ein methodisches Mittel der industriellen Erziehungspolitik, der agrarischen, montanistischen, auch wohl der industriellen Erhaltungspolitik werden. Wie lange wird Grossbritannien noch eine Ausnahme bilden? Und welche Wirkungen beginnt schon der Abschluss grosser wirthschaftlicher Weltreiche, die sich innerhalb ihrer Sphäre selbst genügen, zu zeigen, mehr noch für die Zukunft ahnen zu lassen? Wie emancipiren sich Importländer fremder Fabrikate, entwickeln ihre eigene Industrie, lassen schon auf dritten und selbst auf unserem heimischen Markt uns ihre Konkurrenz fühlen!

Dank der politischen Entwicklung Deutschlands, dem Ergebniss der Hohenzollernpolitik und -Thaten in und für Deutschland, sind wir nun wenigstens in der Lage, auch unsrerseits eine einheitliche, zielbewusste innere Wirthschafts- und auswärtige Handelspolitik zu betreiben. Erforderlichen Falls kann diese auch mit energischen Hülfs- und Abwehrmitteln in der Wahrnehmung unserer weltwirthschaftlichen Interessen arbeiten, — wenn wir zugleich über die genügende Macht wie zu Lande auch zu Wasser verfügen.

Aber die Schwierigkeiten einer das Inland genügend sichernden und schützenden auswärtigen Handelspolitik sind unter den heutigen komplicirten Verhältnissen des weltwirthschaftlichen Getriebes für jedes Land gross, für uns noch besonders gross, wegen der nothwendigen Wahrnehmung doppelter, sich in mancher Hinsicht aber entgegenstehender Interessen, der agrarischen und der industriellen.

Auch hiervon abgesehen, ist es schwer genug, in der Handels- und Zollpolitik zwischen verschiedenen selbständigen Volkswirthschaftsgebieten einen richtigen modus vivendi herbeizuführen, einerlei ob man autonom oder mittels Handels- und Tarifverträgen vorgeht. Denn jeder Staat vertritt eben die wirklichen oder vermeintlichen Interessen seiner Volkswirthschaft. Da geht es niemals ohne Kompromisse ab, bei denen aber leicht einzelne eigene, auch wichtigere Interessen geschädigt werden. Geschickte und schlaue Unterhändler ist daher wohl die Parole. Gewiss, nur schade, dass wir kein Patent darauf haben, sie zu finden und anzuwenden, kein Monopol, sie allein zu besitzen, und dass eben „Schlauheit“ mehr eine Händler- als eine staatsmännische Tugend ist, zudem auch Misstrauen erweckt und so die Schwierigkeiten noch steigert. Offen und ehrlich ist auch hier die beste Politik.

Aber die Hauptschwierigkeit bleibt der Widerspruch heimischer agrarischer und industrieller Interessen. Ein „reiner Agrarstaat“, deren es freilich wenige mehr giebt, denn alle ambiren den Fortschritt zum Industriestaat, ebenso der reine „Industrie- und Handelsstaat“, der, wie Grossbritannien gethan, seine Landwirthschaft preisgiebt und damit seinen Schwerpunkt ganz in den Aussenverkehr legt, — sie haben es beide leichter, zu einer ihren Interessen dienenden autonomen oder vertragsmässigen Handelspolitik zu kommen. Wir sind nicht in dieser Lage, wir müssen die Interessen unserer beiden grossen Produktionszweige möglichst

gleichmässig wahrnehmen. Da liegt das zu lösende Problem, dessen völlig befriedigende Lösung kaum möglich erscheint.

Jedenfalls müssen wir aus den schwerst wiegenden Gründen, die ich hier nicht erst entwickeln zu müssen glaube, unsere heimische Landwirthschaft, unseren ländlichen, zumal bäuerlichen Besitz, aber, wenn auch nur in gewissem Umfang, auch den Grossgrundbesitz, unsere ländliche Bevölkerung erhalten, dürfen England auf einer für uns lebensgefährlichen Bahn nicht auch hier folgen, müssen den Schutzzoll für Agrarprodukte im Sinne einer erhaltungspolitischen Maassregel verwenden, ein Gesichtspunkt, durch den heute die List'sche Lehre vom rationellen erziehungspolitischen Schutzzoll auch für Theorie und Praxis der Handelspolitik zu ergänzen ist.

Aber wie weit soll, darf, kann der agrarische Schutzzoll gehen? Wie weit wird er sich durchsetzen lassen gegenüber den fremden, am Import von Getreide u. s. w. zu uns interessirten Ländern, die zugleich die Abnehmer unserer Fabrikate sind, gegenüber den theilweise wirklich, theilweise wenigstens vermeintlich entgegengesetzten Interessen unserer Industrie, unseres Fabrikatenexportes, unserer industriellen Arbeiter, unserer städtischen Bevölkerung überhaupt?

Welche Aufgaben, welche Schwierigkeiten, welche sorgenvolle Ausblicke in die Zukunft!

Und dennoch — verzagen wir nicht!

Gerade hier befinden wir uns jetzt in einer günstigeren Lage als je unsere Vorfahren in ihren Schwierigkeiten und als fast alle unsere volkswirthschaftlichen Konkurrenten in der Gegenwart.

Die Errichtung des neuen Deutschen Reiches ermöglicht uns politisch jetzt die Wahrnehmung unserer gesammten nationalen Wirthschaftsinteressen, auch übelwollenden Fremden gegenüber, und die monarchische Staatsform setzt uns auch hier in den

Stand, das Princip der ausgleichenden Gerechtigkeit und Politik den verschiedenen inneren Interessengruppen gegenüber besser als sonstwo zur Anwendung zu bringen. Die Monarchie hält die Wagschale in der Hand, vertritt die Interessen der Volksgesammtheit und der ganzen Volkswirthschaft mehr als eine andere Staatsform, theilt jedem das Seine zu, auch der Landwirthschaft und der Industrie, dem Unternehmerthum und dem Arbeiterthum.

Heutzutage solchen Grundsätzen gemäss in der Volkswirthschafts-, in der auswärtigen Handelspolitik richtig zu verfahren, bleibt freilich immer noch eine unendlich schwierige Aufgabe, zu deren auch nur leidlich befriedigender Lösung eine Summe von Wissen, eine Willenskraft, eine Unparteilichkeit, eine Klugheit gehört, wie kaum jemals früher. Durch die Entwicklung der modernen Volkswirthschaft, die Verkettungen mit der Weltwirthschaft ist eben Alles unendlich complicirter geworden. Das sind aber einmal gegebene Verhältnisse, auf Grund deren Stellung genommen werden muss.

Gewiss werden gesittete, civilisirte Völker und Staaten hier auch nicht nur ihr eigenes Interesse allein berücksichtigen, sondern auch dasjenige der übrigen mit. Eine richtige nationale Wirthschaftspolitik, auch auf dem Gebiete des auswärtigen Handels, steht nicht in Widerspruch mit der Anerkennung einer Interessensolidarität der grossen weiteren Völkergemeinschaften, schliesslich der Menschheit.

Aber immerhin: seinem eigenen Volke dient der nationale, der monarchische Staat doch zuerst und zumeist. Das ist der Segen der neueren, den Hohenzollern und ihrem Staate zu verdankenden politischen Organisation des deutschen Volkes, dass dieser Grundsatz jetzt endlich auch bei uns zur Geltung kommen kann. Hierbei handelt es sich auch nicht bloss um die wirthschaftlichen, sondern zugleich mit um grosse Kulturinteressen

unseres Volks und — nicht einmal nur um diese, sondern um das Höchste, was ein Volk, wie der Einzelne, zu wahren hat: um die Ehre, um unsere nationale Ehre.

Handelspolitische Misshandlung im Zoll- und Tarifwesen durch engherzige Ausschlussmaassregeln, durch übertriebene Schutzzölle, durch Chicanen im Schifffahrts- und Handelsverkehr, bei den Zollmanipulationen u. s. w. Seitens fremder Länder treffen nicht nur unsere wirthschaftlichen Interessen, sondern, was man nicht vergessen sollte, in der That auch unsere Ehre.

Es darf denn nun zwar, glaube ich, keine Täuschung darüber bestehen, dass auch in der industriestaatlichen Entwicklung und im volkswirthschaftlichen Productenaustausch einer immer weiteren Zunahme unserer Volksdichtigkeit nicht entfernt ein so grosser Spielraum gesichert werden kann, als selbst nüchterne Beurtheiler oft annehmen. Allein für die Gegenwart und die demnächstige noch übersehbare Zukunft wird die Fortentwicklung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse in dieser Richtung — nur mit den nothwendigen Einschränkungen, welche im wahren Nationalinteresse die Rücksicht auf unsere heimische Landwirthschaft gebietet — die Voraussetzung der einstweiligen Andauer weiterer Volkszunahme sein. Dem muss unsere Wirthschafts- und Handelspolitik Rechnung tragen, danach dann aber auch unsere Machtentwicklung zu Wasser und zu Lande vor sich gehen.

Damit bedrohen wir Niemanden. Wir verlangen nur für unsere Nation den uns berechtigtermassen zustehenden Platz unter den Völkern der Erde. Wir handeln nicht nach der Parole „ôte-toi delà que je m'y mette!“, wir gönnen auch andèren Völkern der Erde, zumal den übrigen grossen Kulturnationen, ihren Platz. Wir wissen, dass wir auch mit ihrer Volksvermehrung rechnen müssen, diese nicht hindern können. Wir beanspruchen nicht eine directe oder indirecte Herrschaft über andere Völker, um sie in wirthschaftlicher Hinsicht uns unterthänig zu

machen, sie zu nöthigen, ihre Arbeitsleistungen und Producte uns gegen geringen Gegenwerth zu überlassen, wie es die ausbeutende Kolonialpolitik so vielfach zu thun verstanden hat. Aber wir lehnen uns auf gegen die Politik jener Völker, die Alles nur für sich haben wollen und keinem anderen Volke etwas gönnen.

Und Gottlob, in der Lage sind wir nun, dank unserer neuesten, durch Preussen seit dem 17. Jahrhundert in sorgfältiger Friedens- und Kriegsarbeit vorbereiteten politischen Entwicklung: wir können jetzt nach solchen Gesichtspunkten handeln und, wenn es Noth thut, auch Gegner zwingen, uns den erforderlichen Platz unter den Völkern der Erde zu gewähren.

Darum auch kein Pessimismus, kein Kleinmuth, auch wenn neben dem Grossen, Schönen, Guten, Erhabenen, das wir erreicht haben, vielfach als Wirkung, jedenfalls als Begleiterscheinung der modernen wirthschaftlichen Entwicklung gewiss auch auf wirthschaftlichem und socialem, auf sittlichem und geistigem Gebiet viel Kleines, Hässliches, Böses, Gemeines einhergeht. Rücksichtslose Erwerbsgier, maasslose Genusssucht, banausische Gesinnung und Lebensführung, Erinnerungen an das sinkende Rom, das „non olet“, das „quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos“, die Erwerbsgrundsätze weiter Kreise. Die „auri sacra fames“, Geld, Geld, Geld um jeden Preis, auf jede Art, in jeder Menge, alle Gedanken, Gefühle, alles Streben von solchen Anschauungen inficirt, Steigerung von Privatreichthum gepriesen, ohne zu fragen, wie gewonnen, wie verwendet.

Nur zu begreiflich, dass edle Geister, vornehme Naturen beim Vergleich des Jetzt mit dem Einst, mit der Zeit vor 100 Jahren, der Zeit Goethes und Schillers, Kants und Fichtes, Schleiermachers und Wilhelm von Humboldts den Kopf schütteln, in das laute Lob der Gegenwart nicht immer einstimmen, sich wohl abgestossen fühlen und mancher das odi profanum vulgus et arceo einsam, stolz und — arm im Herzen trägt.

Aber sollen wir deshalb das Grosse, Hohe, Schöne, Gute, was uns doch auch geworden, verkennen? Die Welt hassen, in Wüsten fliehen, weil nicht alle Blüthenträume reiften?

Nur neue, grosse Aufgaben, welche Technik und Oekonomik in allen ihren Fortschritten nicht lösen können, sind uns eben geworden. Sorgen wir, dass über dem nächsten Zweck des technischen und ökonomischen Fortschritts, dem Volke eine Verbesserung seiner materiellen Lage zu verschaffen, der weit wichtigere und höhere Lebenszweck eines tüchtigen Volkes, die geistige und sittliche Kultur zu heben, nicht verloren gehe.

Da bleibt denn auch wohl immer noch neben den Naturwissenschaften den Geisteswissenschaften, neben den neuen Technischen Hochschulen den alten Universitäten ein Plätzlein übrig, wo sie sich in ihrer Weise heute noch und gerade heute wieder, auch im 20. Jahrhundert, verdient machen können, wie seit Alters. Wenn sie dabei, ihrer alten Aufgabe treu, ohne wahrlich das Können hochmüthig gering zu schätzen, dem Wissen als solchem, auch als Selbstzweck, dem Forschen nach Wahrheit ohne Hinblick auf unmittelbaren Nutzen in der Praxis zuvörderst dienen und manche harte Geistesarbeit auf naturwie geisteswissenschaftlichem Gebiete leisten, welche wirthschaftlich wenig oder gar nicht vergolten wird und schon deshalb den Banausen des Erwerbslebens thöricht und geringwerthig erscheint, so machen sie sich doch in ihrer Weise auch für die ganze Nation verdient. In einer Zeit des praktischen Materialismus halten sie die Fahne der rein geistigen, der rein idealen Interessen hoch, bilden sie so ein nothwendiges Gegengewicht gegen handgreifliche Schäden der Zeit und geben der Nation damit etwas, was die fortgeschrittenste Technik und Oekonomik ihr nicht zu bieten vermögen.

Nur wenn und soweit als diese gleichzeitige Hochhaltung und Hebung der geistigen und sittlichen Kultur gelingt, kann

die Freude über alles technisch und wirthschaftlich und auch politisch Erreichte eine ganz reine werden. Aber eine Freude dürfen wir doch wahrlich jetzt schon hegen, dass wir politisch und wirthschaftlich in anderen Verhältnissen leben als unsere Altvordern um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert.

Und darum nochmals: trotz allem zu Rügenden doch kein Pessimismus, kein Kleinmuth!

Grosses ist unserem Volke im 19. Jahrhundert zu Theil geworden. Am Beginn fast das ohnmächtigste, zerrissenste in Europa, dem Schicksal der Polen nahe, am Schluss auch politisch geworden, was wir geistig lange waren: eines der grossen führenden Kulturvölker der Welt, allen jetzigen und neuen Aufgaben dank dem Erreichten gewachsen, auch wirthschaftlich und finanziell befähigt, wie kaum ein zweites Volk, alle Lasten zu tragen, welche unserer deutschen Volkswirthschaft Stellung in der Weltwirthschaft, unseres deutschen Staates Stellung unter den Weltmächten, unserer nationalen Ehre Schutz jetzt und in Zukunft einmal erfordern.

An der Spitze der Nation aber wieder ein deutscher Kaiser, nunmehr aus dem um Deutschland politisch verdientesten Fürstenhause, der die Zeichen der Zeit versteht, die Bedürfnisse kennt, der wie die grössten seiner Vorfahren sich als erster Diener seines Staates und damit jetzt des Deutschen Reichs fühlt, in Wort und That das zu sein bekennt. Um ihn gruppirt, treu zu ihm stehend, die übrigen deutschen Fürsten, nach langem Zwist ihrem Volke nunmehr ein nachahmungswerthes Bild der Einigkeit bietend.

Im 17. Jahrhundert die Schaffung des starken Territorialstaats, der der Kern für die neue politische Entwicklung des

deutschen Volkes werden konnte; im 18. die Erhebung dieses Staats zum Königreich und zur Macht, welche die Geschicke Europas bereits mit entschied; im 19. Jahrhundert die Wiederherstellung des Deutschen Reichs und die Erringung der Weltmachtstellung.

Und nun im zwanzigsten —?

Vielleicht das neue Deutsche Reich der Krystallisationskern eines neuen mittel- und westeuropäischen, nicht auf Gewalt, auf freiwilliger Annäherung im eigensten Interesse aller, auf wirthschaftlicher Verbindung und Verbündung beruhenden Zusammenschlusses der Völker und Staaten, des Kerns der civilisirten Welt, zum Gegengewicht gegen die wirthschaftlichen und politischen übergrossen Weltmächte —? Ein Wiederaufleben carolingischer Gedanken, Verhältnisse, Zielpunkte für die Zukunft nach modernen Bedürfnissen?

Ein phantastischer Traum?!

Aber phantastischer als der eines Deutschen, der um 1807 etwa von den Zuständen seines Vaterlandes am Schluss des Jahrhunderts vorahnend geträumt hätte? — — —

Gott segne und erhalte unsern König und Kaiser. Gott stärke ihn in dem schweren, verantwortungsvollen Berufe, der dem Manne an der Spitze der deutschen Nation obliegt. Gott gewähre ihm im 20. Jahrhundert denselben Erfolg, der seinen drei grössten Vorfahren in den drei voraufgegangenen beschieden war: auch dem neuen kommenden Jahrhundert das Gepräge zu geben, welches die Ehre und das Wohl des deutschen Volkes verlangen!

DD 119 .W3 C.1
Vom Territorialstaat zur Weltm
Stanford University Libraries
3 6105 037 977 977

DP
119
W3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUN 19